

Wie man ein Museum zu einer Gedenkstätte für einen Kanonenbauer umfunktioniert

In Zürich ist die bedeutendste Sammlung französischer Malerei ausserhalb Frankreichs – die Sammlung Bührle – eröffnet worden. Historiker und Medien bis hin zur New York Times möchten den Neubau zu einer Art Gedenkstätte für verfolgte Juden und den Waffenproduzenten Emil G. Bührle umfunktionieren.

SCHWEIZ KUNST KOMMENTARE GESELLSCHAFT



von Gottlieb F. Höpli
am 19.11.2021, 12:00 Uhr

Folgen



Es sind über 200 Kunstwerke von Weltrang, die im grossartigen Chipperfield-Neubau am Pfauen Platz gefunden haben. Der Kanonenproduzent Emil G. Bührle hat viele von ihnen, oft in den USA, mithilfe des jüdischen Kunsthändlers Fritz Nathan von verarmten jüdischen Emigranten erworben. Er muss bei der Schaffung seiner Sammlung über erheblichen Kunstverstand verfügt haben.

Dass diese Sammlung von unschätzbarem Wert nun öffentlich zugänglich ist, scheint viele Kunsthistoriker und deren Gefolgsleute in den Medien aber nicht zu freuen – im Gegenteil: Fast unisono wurde bei der Eröffnung des Kunsthaus-Neubaus über die Geschäfte des Waffenbauers räsioniert und nicht über das Glück, dass hier ein Weltbestand der Malerei erhalten und wieder zugänglich gemacht wurde. Wie wenn die Bilder sich dadurch schuldig gemacht hätten, dass sie von einem Industriellen gesammelt wurden, der die Nazis – mit Duldung der Schweizer Behörden notabene – mit Kanonen belieferte.

Statt aus der kunsthistorischen Würdigung der Sammlung bestand fast das gesamte Medienecho der Eröffnung aus der unkritischen Würdigung eines Buches – «Das kontaminierte Museum» - und aus einer Debatte über die Herkunft der Mittel, mit denen Eugen Bührle diese Sammlung von Weltrang zusammenkaufte. Von den Zürcher Medien bis hin zur «New York Times» interessierten nicht die Bilder, sondern allein deren (Vor-)Besitzer.

Nicht nur Bücher haben ihr Schicksal, sondern auch Bilder. Aber sind sie dadurch für alle Zeiten kontaminiert? Darf man ein Cézanne-Bild höchstens dann noch bestaunen, wenn man sich vorher stundenlang mit dem Schicksal einer jüdischen Besitzerfamilie beschäftigt hat? So scheinen es politisierende Historiker zu sehen. Sie verlangen: Wenn denn überhaupt ausgestellt werden dürfe, müssten die Betrachter detailliert und minutiös über die Herkunft der Bilder informiert werden – jedenfalls über jenen Teil der Provenienz, der jüdische Vorbesitzer betrifft. Und auch über die Biographie des Waffenproduzenten, der sie kaufte. So soll der Kunsthaus-Erweiterungsbau, den linke Historiker durchwegs verächtlich «Bunker» nennen, zu einer Erinnerungsstätte an das Schicksal jüdischer Nazi-Opfer und an den Waffenproduzenten umfunktioniert werden, der die Kriegsmaschinerie von NS-Deutschland belieferte.

Es ist schon viel Provenienz-Forschung betrieben worden. Dort, wo noch Lücken bestehen, sollte auch weiter geforscht werden dürfen. Auch wenn daraus weitere Restitutionsansprüche von Erben, von Nachkommen oder entfernten Verwandten der einstigen jüdischen Besitzer erwachsen. Erstaunlich nur, wie linke Historiker und Journalisten ausgerechnet hier das Hohelied des Privatbesitzes singen: Ist denn ein Kunstwerk von Weltrang einfach ein Gegenstand, den ein Privater besitzen darf wie ein Auto, eine Yacht oder eine Goldmünze? Wäre es wirklich wünschenswerter, solche Kunstwerke lägen irgendwo auf der Welt in einem Safe, öffentlicher Betrachtung (und fachkundiger Pflege) unzugänglich? Gibt es nicht so etwas wie ein künstlerisches Erbe der Menschheit? Das wären Themen, über die in diesem Zusammenhang zu diskutieren wäre. Doch so weit reichte der Horizont der Debatte denn doch nicht.

Gewiss, die oft verworrenen Wege eines Kunstwerks im Lauf der Zeit sollen historisch untersucht werden. Dass man aber dieses Kunstwerk nicht bewundern dürfe, ohne sich vorher in die Arbeit der Fachhistoriker vertieft zu haben, ist eine absurde Forderung. Im Fall der Sammlung Bührle liefe das darauf hinaus, dass das Publikum sich detailliert mit der Person und den Geschäften Emil G. Bührles, am besten gleich auch noch mit den Verstrickungen der Schweiz im Zweiten Weltkrieg beschäftigen müsste, bevor es sich den Bildern von Renoir, Cézanne, Monet etc. nähern darf.

Womit die einigermaßen paradoxe Situation entstünde, dass der Zürcher Museumsbau, welcher diese Bilder beherbergt, in pädagogisch-abschreckender Absicht zu einer Gedenkstätte für einen zweifelhaften Kanonenbauer umfunktioniert wird.

Fehlt nur noch eine Bührle-Statue am Eingang.